Die

Brieftasche.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung: „Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend — No. 29. — den 19. Juli 1828.

Bemerkungen über Lissabon.
(Aus dem Tagebuche eines Engländers.)

Ueber Oeiras, welches in einer nackten, hüglichten und uninteressanten Gegend liegt, gelangte ich nach Lissabon. Ich hatte alle Mühe, in den geräuschvollen, schmutzigen Wirthshäusern ein Unterkommen zu finden. Nachdem mir dies endlich gelungen war und ich mich ein wenig eingerichtet hatte besah ich mir die Stadt.

Die Bauart der Häuser in Lissabon ist so gleichförmig, daß auf den ersten Anblick die Seite einer Straße eher den Anschein eines Palastes, als aneinander hängender Gebäude hat. Das Hausgeräthe der Reichen zeichnet sich durch Glanz und Nützlichkeit aus, und alle Mittel sind aufgeboten, um überall einen Durchzug frischer Luft zu gewähren; selten aber findet man einen Kamin. Die Hausthüre ist beständig offen, man findet aber eine verschlossene unten an der Treppe. Da zieht man an einer Glocke, und die Thüre springt mittelst eines Mechanismus auf, der in der obern Etage in Bewegung gesetzt wird. Die Häuser bestehen aus vier Stockwerken. Im Erdgeschoß sind Boutiken, Gewölbe oder Remisen. Der zweite Stock ist der vorzüglichste; dort sitzen die Damen auf den Balcons unter einem seidnen Zelt, und beschäftigen sich zuweilen mit Lesen oder Arbeiten, öfter aber mit müßigem Begaffen der Vorübergehenden, und mystischen Liebeszeichen, durch Bewegung der Finger, in welcher Kunst sie es weit gebracht haben.

Mit Ausnahme einiger wenigen Hauptstraßen stößt man allenthalben auf den ekelhaftesten Koth; die Gegend, welche ihrer hohen gesunden Lage wegen Buenos Ayres heißt, ist als die reinlichste zu betrachten; dort wohnen auch die meisten hier etablirten Engländer.

Ich habe nie ein so schlaffes, müßiges Volk gesehen, als den hiesigen Pöbel. Die Menge der Müßiggänger, die beständig allenthalben auf der Straße umherliegen und sich sonnen, ist nicht zu beschreiben; sie verabscheuen jede Beschäftigung; und darum gehen sie auch lieber zerlumpt und schmutzig, als gut gekleidet und sauber. Sie brauchen aber auch nicht viel, weil sie sehr mäßig sind; und haben sie nur immer Zigarren vollauf, so sind ihre Bedürfnisse leicht befriedigt. Darum wird man auch vom Morgen bis zum Abend bei jedem Schritte von dem Geschrei: que quer segaro, betäubt. Die Zigarrenhändler führen auch zugleich eine brennende Lunte zur Bequemlichkeit der Käufer. Man muß es den Lissaboner Lazaronis Dank wissen, daß sie gewöhnlich in einem weiten Mantel eingehüllt sind, sonst würden sie alle Plagen, womit der menschliche Körper heimgesucht wird, öffentlich zur Schau tragen. Groß ist aber der Unterschied zwischen dieser Klasse und den eigentlichen Bettlern in Lissabon; eine seltene, man möchte beinah sagen, achtungswerthe Brüderschaft. Wenige haben ein widriges Aeußere, die mehrsten sind anständig gekleidet. Das Auffallendste aber ist ihre Höflichkeit gegen einander, und gegen Fremde. Begegnen sie einander, so wird keiner ermangeln, den Hut recht demüthig abzunehmen, den Cameraden mit dem Worte Segnior zu begrüßen, und ihm mit der größten Artigkeit die Tabatiere zu reichen*), wie es in den höhern Ständen Sitte ist. Fordern sie ein Almosen, so ist die mindeste abschlägige Antwort hinreichend, sie abzuweisen; nie werden sie ihr Verlangen wiederholen.

*) Jeder wolerzogener Portugiese bietet jedem, mit dem er sprechen will, zuerst die Dose an, und es würde unartig seyn, keinen Gebrauch davon zu machen.

Es befindet sich hier ein Ort, wo die Leichname 34 Stunden nach dem Hinscheiden hingesetzt werden; es ist der Ansteckung wegen verboten, solche länger in den Häusern zu lassen; eine Vorsicht, die bei dem heißen Clima äußerst nothwendig ist, und noch entgeht man dadurch der Gefahr, lebendig begraben zu werden.

Umsonst suchte ich die Stelle, wo Fielding begraben liegt. Hier giebt es so viele Urnen für Geschöpfe, die sich durch nichts ausgezeichnet haben. Doch er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt, das unvergänglicher als alle diese stattlichen Grabmäler ist.

(Beschluß folgt.)

Napoli di Romania (im Peloponnes).

(Aus dem Tagebuche eines Franzosen vom Jahre 1826.)

Kommt der Reisende nach Napoli di Romania, so kann er sich in der That ein Bild von Griechenland machen. Obgleich überall zerstört und verwüstet, scheint doch diese elende Stadt die einzige in jenen traurigen Gegenden zu seyn. Der Sitz der Regierung und in ein großes Arsenal umgewandelt, bietet sie dem Militär ein höchst lehrreiches und interessantes Gemälde dar: eine Bevölkerung von 40,000 Menschen, alle unter Waffen; zahlreiche Bataillone, die sich bilden; eine kriegerische Nation, die sich damit beschäftigt, Flinten, Säbel, Dolche und Waffen aller Art zu fertigen — das stellt sich dem Fremden in Napoli dar. Hier ist Alles in Waffen, bis zu den Kindern und Geistlichen. Die Bischöfe, bemüht, die Religion zum Besten des Staates dienen zu lassen, tragen bald den Helm und bald die Mitra; die Popen und Archimandriten verlassen die Kirche und das Kloster, um in das Feld zu ziehen, und zeigen sich eben so unerschrocken in dem Gefecht, als fromm und voll Demuth am Fuße des Altars. Die zahlreichen Banden des Kolokotroni, Mauromichali und Nikitas unterhalten in Napoli eine beständige Bewegung. Hier trifft man Individuen aller Nationen, — so hat die Sache Griechenlands alle edle Seelen erhoben! — verschiedene Costüms, Sitten und Gebräuche, verschiedene Sprachlaute stellen sich den Sinnen dar. Man findet in Napoli gefangene Araber in ihrer afrikanischen Tracht auf den Straßen arbeiten: gefangene Negerinnen gehen an der Seite der reizenden Frauen Griechenlands; Philhellenen aller Länder sieht man mit Griechen untermischt auf dem Marktplatze der Stadt.

Napoli liegt noch auf derselben Stelle, wo das alte Nauplia gelegen war. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, zwischen dem Meere und dem furchtbaren Felsen, auf dem die Citadelle, der Palamides, sich befindet. Diese Citadelle, eine der stärksten des Orients, scheint von Natur uneinnehmbar zu seyn. Es ist ein steiler Felsen, der ganz Argolis und den Busen von Napoli beherrscht, und in welchen man einen Weg hat hauen müssen, um hinauf zu gelangen. Zu Lande kann der Reisende nur auf einem schmalen Wege, der unter den Kanonen der Festung hinläuft, nach Napoli gelangen. Die Mauern sind mit Artillerie gleichsam bespickt: es befinden sich daselbst 400 Feuerschlünde, aber nur 300 sind brauchbar, weil es für die andern an Kugeln fehlt, und unter diesen 300 sind viele Sechsunddreißig-, andere sind Vierundsechszig-Pfünder. Napoli ist schon von Natur fest; die Festungswerke, ein Werk der Venetianer, sind zum Theil verfallen, und eine bedeutende Summe, (200,000 Franken wenigstens) wäre nöthig, um sie wieder herzustellen. Auf den Mauern sieht man noch den Löwen von St. Markus.

Napoli enthält eine Bevölkerung, die mit dem Umfange der Stadt und ihren Gebäuden in keinem Verhältnisse steht. Es giebt dort gewöhnliche Häuser von drei Stockwerken, in denen 60 bis 100 Menschen sich aufhalten. Viele davon liegen auf den Treppen, in den Kellern und Ställen; die Meisten haben kein Brod, liegen auf dem feuchten Boden, angenagt von Insekten, krank, viele im Begriffe ihren Geist aufzugeben. In Napoli, das im Ganzen ungesund ist, sey es wegen der nahen Moräste oder in Folge des Mangels an Vorsichtsmaßregeln, fallen viele dem Typhus, jener furchtbaren Krankheit, die im Jahre 1825 mehrere Monate hindurch gegen 80 und 100 Menschen täglich hinraffte, zum Opfer. Wenn eine Familie nach Napoli kommt, baut sie sich außerhalb der Mauern — denn die innere Stadt ist schon überfüllt — eine Baracke. Nachdem in die Erde ein Loch gegraben worden ist, wird dann eine Strohmatte in demselben ausgebreitet, darüber von einigen Oelzweigen eine Art Laube errichtet, die mit etwas Stroh und Rasen festgemacht wird, und — das heißt eine Wohnung, in welcher sich bisweilen 10 bis 15 Personen, Alles unter einander, befinden. Die Zahl solcher Unglücklichen kann leicht bis zu 500 steigen. Die Straßen von Napoli sind schmutzig, enge und mit Lumpen der ekelsten Art bedeckt. Eine traurige Stille herrscht in ihnen; das größte Elend unter dem schönen Himmel Griechenlands, in der Nähe der Stadt des alten Königs der Könige, dessen Grabmal noch jetzt der Reisende besucht, hat in Napoli seinen Sitz aufgeschlagen. Das schrieb ein Franzose im Jahre 1826, und — wird es dort jetzt anders aussehen? —

Charakteristik des Muselmanns.

In den neuesten Reiseberichten eines Engländers befindet sich unter andern auch eine Charakteristik des Türken, die zu interessant ist, als daß wir ihre Mit-

theilung in diesem Blatte unterlassen dürften. Sie lautet folgendermaßen:

Der Ernst des Muselmanns ist schlechthin muselmännisch. Das jähzornige Wesen in seiner Gesichtsbildung deutet auf den Tartaren hin. Sein Auge ist selten jener tiefe Lichtstrahl, welcher die Gestalten der Bewohner des Mittelpunktes oder der südlichen Gegenden Asiens erleuchtet. Die heimliche Sinnlichkeit unter dem langsamen und schläfrigen Laufe seiner Züge und Augenbraunen, die sein großes, schwarzes und wollüstiges Auge schwach bedecken, sind mehr geeignet, einen lusttrunkenen Herrn des Harem, als die gewaltthätige Energie eines Kriegers anzukündigen. Bei alle dem giebt es aber auch wieder Augenblicke, wo mitten in dieser Gemächlichkeit die fürchterlichsten Leidenschaften des menschlichen Herzens aus ihm hervorbrechen. Ihre Schönheit verdanken die Türken den Einflüssen der Cirkassischen und Georgischen Race, keinesweges aber ihrem eigenen Stamme. Von ihrer halbgriechischen Nase und dem feinen Motell ihres Mundes erinnert nichts an die Nomaden in Scythien. Ihre Stimme ist so wunderbar, und ihre Sprache, die voll ist an Selbstlautern, derselben so angemessen und so abweichend von dem schleppenden Kehlenaccente der Araber, daß sie jedem Einzelnen einen Schein von blendender Politur des Geistes ertheilt, den die Wirklichkeit selten bestätigt. Man darf sie nur mit halber Stimme sprechen hören, so glaubt man schon, von Kissen umringt, in einen Divan versetzt zu seyn, wo die Dämmerung, die schwach erleuchteten Gemächer, die gemalten Fenster, die murmelnden Springbrunnen, und das Wehen der Palmen unaufhörlich die Oktave der Unterhaltung angeben. Freude und Schmerz empfindet der Türke niemals im Uebermaße. Hat ihn Unglück betroffen, so verzehrt er seinen Verdruß im Stillen, ist er glücklich, so bedarf es für seine Freude keiner Ableitung. Sein Daseyn zieht eben so weiter, wie stille und nicht tiefe Wasser über ein grünes Wiesenbette hingleiten; das Vergangene leicht vergessend läßt er die Zukunft sich gestalten, wie sie will, und für dasjenige sorgen, was in ihrem Schooße liegt. Ein Grieche würde die Tortur dieser Ruhe vorziehen, und ein Himmel, der kein Himmel jenseits ist, müßte für ihn ein wahres Höllending seyn. Gieb diesem, wie dem Teufel, genug zu thun, so kannst du ihn beherrschen; und willst du dasselbe an den Türken erreichen, so laß ihn schlafen.

Anekdote.

Katharina II. hatte noch als Großfürstin von Rußland einst eine gefährliche Krankheit zu bestehen, von welcher sie durch die Sorgfalt und Geschicklichkeit eines französischen Chirurgen, der bald darauf in sein Vaterland zurückkehrte, geheilt wurde. Als sie den russischen Thron bestiegen hatte, erinnerte sie sich der Dienste dieses Mannes, und sandte ihm das Patent zu einer jährlichen Pension von 10,000 Livres, nebst einem Schreiben, worin sie unter Anderm sagte: „Da ich nicht das Glück haben konnte, den Urhebern meines Daseyns nützlich zu seyn, so will ich meine Dankbarkeit Demjenigen beweisen, der mir es erhalten hat." Ihre Eltern, der Fürst und die Fürstin von Anhalt-Zerbst, konnten nie thätige Beweise ihrer kindlichen Liebe von ihr empfangen, da sie als Großfürstin äußerst beschränkt war, und beide vor ihrer Thronbesteigung starben. Ihre Mutter starb erst kurz vorher in Paris, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und in dürftigen Vermögens-Verhältnissen lebte. — Der einzige Bruder der Kaiserin, der letzte Zweig dieses nun ausgestorbenen Hauses, ein geistvoller und kenntnißreicher Fürst, nahm aus Eigensinn und Wunderlichkeit nie Theil an der Größe seiner Schwester. Er starb, ohne sie je mehr gesehen zu haben, zu Luxemburg im Jahr 1793.

Edle Gesinnung.

Als Nikolaus Boccassini, der Sohn eines armen Hirten in Treviso, unter dem Namen Benedikt XI., den päbstlichen Thron bestieg, war seine Mutter eine arme Tagelöhnerin. Auf die Nachricht von der glorreichen Erhebung ihres Sohnes eilte sie nach Rom, ihren Sohn zu sehen. Man nahm Anstand, sie in der ärmlichen Kleidung, in der sie gekommen war, dem Pabste vorzustellen. Man beeiferte sich, sie prächtig zu kleiden, und mit einem stattlichen Gefolge in den päbstlichen Palast zu führen. Als sie ihrem Sohne vorgestellt ward, schien dieser sie nicht zu kennen. Meine Mutter, sagte der fromme Pabst, ist keine Fürstin, oder sonst eine Person von Rang und Adel, sondern nur eine arme Tagelöhnerin, die arm und gemein gekleidet ist. Ich würde sie in der Kleidung ihres dürftigen Standes wol erkennen. Die Anwesenden, welche dem guten alten Mütterchen die kostbare Kleidung aufgedrungen hatten, führten sie beschämt hinweg, und in ihrem vorigen schlechten Gewande wieder zurück. Als sie der Pabst erblickte, ging er auf sie zu, umarmte sie, und sprach: das ist meine liebe Mutter, in solcher Kleidung erkenne ich sie wieder, und nehme sie auf als meine wahre liebste Mutter.

Leuchtfläschchen statt einer Nachtlampe.

Man nimmt ein längliches Fläschchen aus reinem weißem Glase, und erhitzt in einem anderen Gefäße reines Baumöl bis zum Sieden. Man legt ein erb-

sengroßes Stückchen Phosphor in ersteres Fläschchen, und gießt das siedend heiße Oel behutsam auf dasselbe, so, daß das Fläschchen, bis auf ein drittel voll wird, worauf man dasselbe gut verstopft. Wenn man sich dieses Fläschchens als Lampe bedienen will, zieht man den Stöpsel heraus und läßt die Atmosphärische Luft eindringen, schließt hierauf aber dasselbe wieder mit dem Korke. Der leere Raum in dem Fläschchen wird dann leuchten, und eben so viel Licht geben, als eine schwache Nachtlampe. Wenn das Licht zu schwach wird, darf man nur die Flasche öffnen und neue Luft einlassen. Bei kalter Witterung muß man, ehe man das Fläschchen braucht, dasselbe in der Hand erwärmen. Eine solche Flasche dient ein halbes Jahr lang.

Höflicher Styl.

„Sie verzeihen mein Herr, daß ich es wage Sie zu ersuchen, mir gütigst zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie hierdurch zu fragen: Ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich erkühne Sie zu bitten, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen freundlich zu sagen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als im Stande zu seyn, Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir so günstig ist, den Augenblick herbeizuführen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist, durch leere Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief ich es empfinde, welch' ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre haben darf, mich in dem Gefühle der lebhaftesten Hochachtung zu nennen: Ihren gehorsamsten Diener."

Das lassen die Erbschleicher bleiben.

Metastasio erbte von einem Manne, der ihm sehr gewogen war, ohne daß sie verwandt gewesen waren, 150,000 Gulden. Noch war Metastasio weder Hofdichter, was er nachmals wurde, noch hatte er eigenthümliches Vermögen. Er hätte also wol die große Erbschaft ohne große Gewissensbisse behalten können. Allein kaum hörte er, daß der Verstorbene in Bologna Verwandte hinterlassen habe, so reiste er dahin, erkundigte sich nach ihnen, machte sie ausfindig und — theilte die ganze Erbschaft unter sie aus, ohne das Geringste für sich zu behalten. Bis jetzt hab' ich nur manchen Erbschleicher kennen gelernt, der alles für sich behalten hat, kenne aber keinen Erben, der freiwillig wieder etwas herausgegeben hätte.

Kanzel-Offenherzigkeit im sechszehnten Jahrhundert.

Pomeranus, ein sächsischer Hofprediger, ermunterte einst seine Zuhörer zum Gebet für den Kurfürsten von Sachsen, mit dem Beisatz; „Doch meine ich nicht den alten Kurfürsten Herrn Johann Friedrich, sondern unsern jetzigen gnädigsten Herrn, Herrn Morizen, der ist ein rechtschaffener, milder und gütiger Fürst, und hat neulich mir und dem Herrn Philippo, einem jeden eine Pumpmütze voller Thaler schenken lassen." (Wahrscheinlich ist Melanchton unter dem Philippo gemeint, den Moriz sehr schätzte.)

Buntes.

Peter der Große hatte auf seiner Rückreise von England und Holland auch Wien besucht. Nach einem Bericht des russischen Geheimen-Raths Wesellofsky machte der Kaiser, als er nach Petersburg zurückgekommen war, an seiner Mittagstafel folgende Bemerkung über den damaligen Wiener Hof: „Es hat mir bei dem Kaiser Leopold Alles gar wol gefallen, nur ärgerte es mich, daß ich die Jesuiten am Hofe hinten und vorn getroffen. Ich wundere mich um so stärker darüber, da der Kaiser doch gewiß weiß, daß die Herren Jesuiten nicht viel weniger Land in seinen Staaten, daneben aber viel mehr Geld besitzen als er, und doch im letzten schweren Türkenkrieg (1683) weder an Rekruten noch an Gelde beigesteuert haben."

Wenn der König von Spanien reiset, so stehen vier große Lakeien in der Staatslivree, aufrecht gegen einander gestellt, hinten auf dem königlichen Wagen. Sie dürfen sich nicht setzen und sind jeder Witterung und dem Staube ausgesetzt. Auf diese Art reisete Karl IV. im Jahre 1808 von Madrid nach Bayonne, und so reiset der König Ferdinand VII. jetzt auch in seinem Lande herum.

Worträthsel.

Nur wenn die Vorsicht mir den Wunsch erfüllt,
Den Dir die beiden ersten Silben weihen,
Scheint mir die Sonne hell und mild,
Nur dann kann ich der letzten ganz mich freuen.
Und dennoch fühl' ich Schmerz am Herzen nagen,
Wenn ich gezwungen bin, das ganze Wort zu sagen.

Auflösung des Logogryph im vorigen Stück.

Grund.
